

Obstbäume nahe am Hause. Weil mir aber der leere Platz im Garten ganz unlieblich dünkte, ungeachtet, daß ich großen Widerstand bei jedermann fand, aus dem falschen Prinzipio: es wäre alles vergeblich, in der hiesigen Gegend kämen keine Bäume auf, die Vorfahren hätten auch versucht, aber nichts gezeugt, so fing ich dennoch auf meine Kosten an und bepflanzte nach und nach den ganzen Garten mit eigener Hand mit nuzbaren Bäumen, die sich jetzt (1727) auf dreißig belaufen." —

M. Longolius starb am 9. Oktober 1734 in Wallroda und liegt auch daselbst begraben. Die von seiner Hand gepflanzten Obstbäume gediehen vortrefflich und haben Jahrzehnte hindurch seinen Amtsnachfolgern reiche Obsterten geliefert.

Das Beispiel des Pfarrers zu Wallroda fand mit der Zeit vielerorts Nachahmung, und es entstand im Laufe der Jahre in der Umgegend Radebergs so mancher Obstgarten. Und wenn heute der Obstbaum im oberen Rodertale treue Pflege findet, so ist das ein Erbe und Segen jenes Wallrodaer Pfarrers.

## Warum das Rotkraut weiß wurde?

(Ein Volksaberglaube)

Von Gerhard Steude-Rirschau

**S**ief eingebettet liegt Stutendorf zwischen den Lausitzer Bergen. Auch hier hat die Maschine ihren Einzug gehalten. Eifrig rattern die Webstühle in der Fabrik und haben durch ihre Arbeit ihre Schwägerinnen aus den kleinen Dorfhäusern verdrängt. Nicht viele Wanderer kommen her, obwohl die Bahn eifrig zu uns herüberläutet. Nur wer für das Beschauliche Sinn und Gemüt hat, kommt hierher in die Stille des Sonntags. Sicher bist du dann auch vor jenem alten Häuschen stehen geblieben. Ein schmaler Weg bringt dich von der Dorfstraße herüber. Aus Fachwerk ist es gebaut. Hell heben sich die weißgetünchten Lehmfelder von den dunkelbraun gemalten Balken ab. Der Eisenstamm am Siebel versucht bis zum Dach zu gelangen. Gern möchte auch er einmal Ausschau halten und den breiten Rücken des Ezorneboh sehen. Bis jetzt ist es ihm noch nicht gelungen. Mit einer weißen Schneeschicht ist das Strohdach überzogen. Doch damit ist die Sonne nicht zufrieden. Rasch schmilzt sie ihn mit ihren warmen Strahlen hinweg. Nicht überall hat Frau Sonne Erfolg. An manchen Stellen siehst du das Stroh, wie es von Moos überwuchert ist.

Doch wir treten ein durch die Haustür. Vergiß nur nicht, dich zu bücken! Die linke Seite nimmt die große Wohnstube ein. Ob hier zwischen den kleinen Fenstern fleißige Hände den Webstuhl bedient, ob auch hier das Treibrad geschmurt hat, ob am Abend die Mädchen zu Lichten gekommen sind oder die Nachbarinnen beim Federschleifen geholfen haben? Der große Ofen, der heute so behagliche Wärme ausstrahlt, könnte dir die Fragen beantworten. Einfach und schmucklos ist die ganze Einrichtung. Nur aus dem Topfbrett leuchten farbenfroh altertümliche Tassen und Teller. Ihre gemalten Blumen passen so recht zu den grellbunten Hausfegen, die dicht nebeneinander an der niedrigen Hauswand hängen. Langsam und laut tickt die alte Wanduhr. Wie oft schon mag ihr Schlagen in der Stube erschallt sein.

Während du Umschau hältst, tut sich die Tür auf und ein altes Mütterchen tritt herein. Sie kommt vom Kuhstall, der gegenüber der Wohnstube liegt. Es ist die Zeit des Abendmelkens. Umständlich brennt sie die Petroleumlampe an. Bald kommt sie mit uns ins Gespräch.

„Rees von uns,“ berichtet sie, „mag heuer 's Sauerkraut. 's is gut an Geschmacke, aber 's hoat kee Ausahn mieh. Ree, wie kummt oack das, mir hon rutes Kraut gestampt, und 's is weißes draus gewurn.“

Das war allerdings merkwürdig. Das Rotkraut hatte sich geändert beim Einlegen, ob da wohl im vorigen Jahr das Weißkraut auf dem Nachbarfelde Schuld daran haben konnte? Diese meine Vermutung schien nur wenig Glauben zu finden. Auch der Hausvater, der bis jetzt von mir unbemerkt still hinterm Ofen gefressen hatte, schien anderer Meinung zu sein. Langsam und bedächtig kamen die Worte über seine Lippen: „Mei Voater joite,

mir müßten 's Kraut zum Vollmonde eilegn, do bleib't's rut, lät ihr's zum Neumonde ei, wird's weiß. Be Schlusser'sch (Schlossers) is o su gewast. Die hoan 'n Batr gefroit, dar hats so gesoit. Und zu Juhre is es rut gewast.“

„Nu, Roarle, wenn hom mir denn eigelegt,“ fragte die Mutter. „Sech (damals) woar der Mond irscht a poar Tage raus,“ antwortete der Gefragte und fügte hinzu: „Let ihr'sch oack zum Vollmonde ei, derno bleib't's rut, 's is su.“ „Woagst schun racht hoan,“ pflichtete die Mutter bei. Und dabei blieben sie beide.

Befriedigt konnten wir hinausgehen, denn wir hatten nicht nur eine altertümliche Stube gesehen, sondern hatten auch einen neuen Einblick in den Volksaberglauben getan.

## Dom Verbands „Eufafia“

31.11.1914. Der Globus beschloß die Kette seiner wieder durchgängig sehr erfolgreichen Winterveranstaltungen am 27. März mit einem zweiten öffentlichen Vortragsabend, der in den Kronensälen stattfand und stärkste Anziehungskraft ausgeübt hatte. Natürlich hatte der Verein ein besonders starkes Aufgebot Besucher gestellt, aber auch außerhalb des Globus stehende Kreise machten in weitestem Umfange von der dankenswerten Gelegenheit zur Teilnahme Gebrauch. Herr Professor Dr. Weder begrüßte die hochansehnliche Versammlung und entbot dem Redner des Abends, Herrn Major Dr. Degner aus Berlin, ein besonders herzliches Willkommen. Er feierte ihn als deutschen Soldaten von ehemals, als ein Beispiel hingebendster Treue und Pflichterfüllung bis zur letzten und äußersten Lebensgefahr, als berufenen Vertreter der geographischen Wissenschaft und Entdecker wichtigen Neulands sowie als einen Beweis dafür, daß wir unserer Kolonien würdig gewesen sind. Der Vortragende berichtete in vornehm-schlichter, jedoch außerordentlich anziehender Form über seine mehrjährige berufliche Tätigkeit und seine Eisfahrten in dem vormaligen Schutzgebiet in der Südsee. „Vier Jahre unter den Kannibalen von Neuguinea“ — so lautete der vielgelobte Titel dieses Vortrags, der den Hörern zu einem Erlebnis werden sollte. Der Redner, seines militärischen Ranges damals noch Hauptmann, war von der deutschen Regierung im Anfang 1914 nach dieser nächst Grönland größten Insel der Erde entsandt worden, um Vermessungsarbeiten auszuführen und namentlich die durch Staatsvertrag oberflächlich festgelegte Südgrenze des deutschen Schutzgebiets gegen das englische Papualand genau festzulegen. Er hatte sich vorher in den westafrikanischen Kolonien bei Erledigung ähnlicher Aufträge bereits bestens bewährt und bei dieser Gelegenheit reiche Erfahrungen gesammelt. Mit gewohnter Umsicht und Gewissenhaftigkeit traf er die notwendigen Vorbereitungen zur Erforschung des Landesinnern, das zum weitaus größten Teile noch vollkommen unbekannt war und über dessen Beschaffenheit ganz auseinandergehende Vermutungen obwalteten. Sie sollten sich fast durchgängig als unzutreffend erweisen. Die einzigen Europäer, die bisher in das Innere vorzudringen versucht hatten, waren nicht weit gekommen. Es waren Goldsucher, die vom Huongolse aus dem Laufe eines edelmetallführenden Stromes folgten, aber nach kurzer Frist von den Eingeborenen blutig abgewiesen worden waren. Die Forschungsreise des deutschen Kommissars sollte sich auf ein unbekanntes Landgebiet von 900 km Seitenlänge, einer Strecke, die etwa der Entfernung zwischen Weg und Memel entspricht, erstrecken. Da man annahm, daß es sich um ein nahezu unbewohntes Land handelte, so mußten außerordentliche Mengen von Nahrungsmitteln und anderen Bedarfsgegenständen bereitgestellt, aber auch als Traglasten befördert werden. Im Juni wurde vom Huongolse aus der Abmarsch angetreten; doch schon nach wenigen Tagereisen gab es die erste Hemmung. Hauptmann Degner war der Truppe vorausgegangen, um den weiteren Weg auszukunden. Die als Träger angeworbenen Melanesier, 48 an der Zahl, die auch hinsichtlich ihrer Kleidung ungenügend ausgerüstet waren, erwiesen sich als den Anstrengungen des Marsches und dem Klima im alpinen Hochgebirge nicht gewachsen. Sie benutzten die Abwesenheit des Führers dazu, sich heimlich aus dem Lager zu entfernen und den Rückweg nach ihren Dörfern zu versuchen. Aber nur drei Mann waren so glücklich, die Heimat wieder zu erreichen; die übrigen waren von benachbarten Eingeborenenstämmen aufgefressen worden. Dieser Kannibalismus ist übrigens nicht auf Nahrungsmittelmangel oder Fleischhunger, sondern lediglich auf die abergläubische Vorstellung zurückzuführen, daß die körperlichen Bos-